

Berthold Grzywatz

Erinnerungsrealität und Gedenkformen. Reflexionen zu einer Begegnung mit Auschwitz

Wenn die Gegenwärtigkeit der zurückliegenden nationalsozialistischen Vergangenheit, ihrer Voraussetzungen und Konsequenzen verstanden werden soll, hat man sich weniger mit dem Holocaust selbst, wie Christian Meier in einem an den deutschen Historikerstreit anschließenden Essay zu Beginn der neunziger Jahre schrieb, als vielmehr mit der Geschichte und Gegenwart seiner nachhallenden Präsenz zu befassen. Sie ist somit ein Problem gesellschaftlicher Geschichtserinnerung, das seine Eigenart aus dem Spannungsverhältnis des Sich-Erinnerns und des Erinnert-Werdens bezieht.

Alle nachgeborenen Generationen werden freilich mit dem Verlust der unmittelbaren Gegenwärtigkeit konfrontiert. Die Vergangenheit erschließt sich nicht mehr von selbst, sie drängt sich nur noch im Status bloßen Wissens auf und ist auf Vermittlung angewiesen.

Im Falle der Untaten des nationalsozialistischen Deutschlands muss also nach den heute verstrichenen Jahrzehnten mit dem Umstand gerechnet werden, dass die Geschehnisse nur noch in seltenen Fällen als Teil der eigenen Geschichte wahrgenommen werden. Wenn der Nationalsozialismus und seine Vernichtungspolitik aber nicht mehr als das unmittelbar Eigene gesehen wird, stellt sich zumindest prinzipiell die Möglichkeit ein, dass der Bezug zu dem. historisch zu Verantwortenden verloren geht. Diese Tendenz wird bei kritischen Geistern weniger durch typische Muster der Abwehr wie die Fixierung auf den Schlusstrich als durch den Drang gefördert werden, sich angesichts der vertieften Kenntnis der Verbrechen abzuwenden und in eine individuelle, durch die postnationalsozialistische Geschichte der Deutschen gespeiste Selbstbezogenheit zu flüchten.

Nun mag die Singularität des Holocaust, die radikale Ausnahmslosigkeit der industriell betriebenen, systematischen Ausrottung eines Volkes, eine Barriere gegen das Vergessen bilden. Der Charakter der NS-Verbrechen hat womöglich selbst dazu beigetragen, dass die Erinnerung des Völkermords trotz aller Verdrängungspsychosen tief in die Geschichte der Deutschen eingegraben wurde und ungeachtet der zeitlichen Distanz eine Erinnerungsrealität darstellt. Dennoch bedarf das Erinnern vielfältiger Formen lebendiger Vergegenwärtigung, um jenseits

einer in ritualisierter Übung. erstarrten Form des Gedenkens Medium der Auseinandersetzung zu sein, durch die stets von Neuem seine normative Kraft freigesetzt wird, die Würde des Menschen und seine unverbrüchliche Integrität In täglicher Praxis einzufordern.

Ungeachtet einer zu wünschenden Vielfältigkeit der Erinnerungsarbeit kommt den kommt den Stätten der Verfolgung, Drangsalierung und Vernichtung eine besondere Bedeutung bei der Wahrung des Gedächtnisses an den Völkermord zu. Wo die Erinnerung sich des Bewusstseins bedienen muss, kann die sinnliche Erfahrung des Ortes dem Wissen eine Kontur geben, das Ungeheuerliche im Denken einbrennen, nicht nur um unverbrüchlich emotionelle Betroffenheit anzurühren, sondern vielmehr auch um der Annahme der eigenen Geschichte Wege zu öffnen.

Anlass genug also, sich einer Gruppe von älteren und jüngeren Wissenschaftlern, die als Historiker und Politologen selbst mit der Gedenkstättenarbeit und der historischen Forschung zum Nationalsozialismus und seiner Hinterlassenschaft verwoben sind, zu einem Besuch der jenseits der deutschen Grenzen liegenden Konzentrationslager und Vernichtungsstätten anzuschließen. Gedenken und Lernen an historischen Orten; Teilnahme an Diskursen über Modelle, Konzepte und Erfahrungen der politischen Bildungsarbeit in Gedenkstätten und staatlichen Museen Polens.

Doch was so einfach und naheliegend sein mag, was wie eine selbstverständliche Übung erscheint, stellt sich in Wirklichkeit, zumal wenn der Besuch von Auschwitz, Birkenau, Majdanek und Belzec zum ersten Mal erfolgt, als ein vielschichtiges Problem der Annäherung heraus.

Auch der bildungspolitische Multiplikator ist zunächst durch seinen wissenschaftlichen Zugang zur Geschichte geprägt: durch Wissen, Forschung, das Anlegen wissenschaftlicher Maßstäbe und das Verweisen auf die Komplexität kausaler Zusammenhänge. Gegenüber der Öffentlichkeit ist er viel zu sehr durch das Bemühen gelenkt, die Notwendigkeiten, Ziele und Lücken des historischen Diskurses aufzuzeigen, als deren Neigung zur Vereinfachung, zur Wahrnehmung von Geschichte in globaleren Wirkungszusammenhängen zu berücksichtigen: Die ziselierende Betrachtung von Geschichte verschließt vielleicht ebenso wie die profunde Kenntnis des Historischen den Weg zur Vergegenwärtigung der nationalsozialistischen Vergangenheit und damit die Möglichkeit, sich selbst in der gesellschaftlichen Geschichtserinnerung einzufinden, fern von berufsmäßigen Mahnungen an das Nötige des Gedenkens auch nach der ureigenen Annahme der jüngeren deutschen Geschichte zu fragen.

Wenn die zeitliche Distanz überhaupt den Blick für das Gesamtgeschehen eines verbrecherischen Systems schärft, wie muss dann erst der in dieser Ferne

stehende Historiker sensibilisiert und bestrebt sein, einen Ausweg in einem "Negativpatriotismus" zu suchen oder sich mit Abscheu von der Geschichte des eigenen Volkes abzuwenden? Die Begegnung mit Polen, mit polnischen Historikern und Bildungsarbeitern, ist zudem durch komplexe Problemlage belastet, die generell weniger die Möglichkeiten des wissenschaftlichen Austausches und Dialogs als die unterschiedlichen Zugänge auf die Geschichte des Nationalsozialismus und dessen Stellung in der jeweils eigenen Geschichte berühren.

Unmöglich, dass die in Polen erhaltenen Folter- und Vernichtungsstätten von deutscher Seite als Mahnmale der Versöhnung begriffen werden können. Auch der von Helmut Schmidt bei seinem Auschwitz-Besuch in den siebziger Jahren geäußerte Gedanke, dass Versöhnung und Holocaust in einem Zusammenhang stehen müssen, ist kaum geeignet, Wege der Verständigung zu weisen. Ein solcher Versuch hätte letztendlich zur Folge, den singulären Charakter der Judenvernichtung ebenso auszublenden wie die besondere Verantwortung der Deutschen sie als eigenes Werk anzuerkennen.

Auschwitz, das als Ort der systematischen Ausrottung eines Volkes in weiten Teilen erhalten geblieben und, da die Spuren des Massenmordes an vielen anderen Orten Polens ausgelöscht sind, zum Symbol für ein beispielloses Geschehen geworden ist, kann nicht ein Ort der Verständigung, noch weniger der Versöhnung sein, denn aus Sicht der Opfer gibt es keinen Streit, der ihr Anlass sein und nach Frieden verlangen kann; gibt es keinen Zorn, der hier zu besänftigen wäre. Es kann nur ein Ort der Einkehr in die eigene Geschichte sein, die nicht teilbar ist. Nur die Möglichkeiten der Begegnung und des Dialogs bleiben, nicht zuletzt im Hinblick auf die Wahrnehmungsweisen und Umgänge mit der nationalen Geschichte.

Wird mit dem Beharren auf der Singularität des Holocaust nicht aber der Genozid an den Sinti und Roma, an die Opfer der Germanisierungspolitik im südöstlichen Polen, die Verfolgung und Auslöschung der polnischen Eliten vergessen und schließlich nicht mehr berücksichtigt, dass der überwiegende Teil der überwiegende Teil der ermordeten Juden zur polnischen Bevölkerung gehörte? Diese Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes sollten gewiss nicht vergessen werden und zweifellos kann der Völkermord an den Juden nicht ohne Weiteres von den Vernichtungsaktionen gegen die Sinti und Roma getrennt werden - mit der Wahrnehmung eines Teils der fabrikmäßig ermordeten Juden als Polen werden indessen Probleme der Geschichtserinnerung unserer östlichen Nachbarn angesprochen, die den Erfahrungsaustausch auch unter den Historikern erschweren.

In Polen wurde das Trauma der nationalsozialistischen Okkupation lange Zeit durch das kommunistische Regime politisch instrumentalisiert, indem es der

gesellschaftlichen Integration unter einem totalitären System diene, Zwischen den Polen von Heroisierung und Märtyrertum entwickelte sich ein selektives und mythologisiertes Geschichtsbild, das sich mit seiner Funktion, von den Repressionen und Verbrechen des sowjetischen Totalitarismus abzulenken, wie der Leiter der Forschungsabteilung des Staatlichen Museums Majdanek, Tomasz Kranz, bemerkt, „im Endeffekt negativ auf den Prozess der Formung des zeitgenössischen Denkens über Polen und die Polen“ auswirkte. Das nationale Geschichtsbewusstsein stiftete einen Zusammenhang zwischen der Betonung der nationalsozialistischen Verbrechen in einer intensivierten Kultivierung des Gedenkens und dem Verschweigen der Wahrheit über die Verbrechen des Stalinismus. Wenn das Gedenken an die Besatzungszeit unter dem Nationalsozialismus als ein „universelles Symbol“ für das Unrecht galt, das den Polen während des Zweiten Weltkrieges widerfahren war, so lebte es aus dem Nicht-Erinnern an die neuerlichen Leiden unter einem diktatorischen Regime.

Die daraus resultierende Deformierung des historischen Bewusstseins in Polen, von der einzelne Historiker sprechen, erhält noch dadurch eine besondere Prägung, dass in der polnischen Geschichtserinnerung das Schicksal der Polen mit dem der Juden gleichgesetzt wurde. Das Überlappen von Holocaust- und Besatzungserfahrung führte zu einer Relativierung des Ausmaßes des Völkermords, die sich nach Tomasz Kranz durch das ethisch-moralische Dilemma, im Schatten des Holocaust gelebt zu haben und Zeuge des Massenmordes in kollektiver Dimension gewesen zu sein, noch verschärfte. Zu einer Kollaboration mit dem Nationalsozialismus war es in Polen jedoch nicht gekommen und selbst die polnische Rechte hatte sich dem Widerstand gegen Hitler angeschlossen.

Der Antisemitismus besitzt in Polen indes tiefe Wurzeln. Er reicht bis in das 19. Jahrhundert zurück und spielt bei der Nationsbildung, wie Adam Michnik, der Chefredakteur der größten polnischen Tageszeitung Gazeta Wyborcza dieser Tage betont, bei der auf ethnischer und religiöser Grundlage stattfindenden Nationsbildung eine wichtige ideologische Rolle. Die Aktualität eines unverarbeiteten Antisemitismus wurde erst in diesem Winter durch die Aufsehen erregende Publikation von Jan Tomasz Gross über den im Juli 1941 von Polen an den jüdischen Mitbewohnern eines nördlich von Lomza gelegenen Dorfes verübten Mordes deutlich, dem über 1600 Menschen zum Opfer fielen.

In der Diskussion der polnischen Öffentlichkeit über das sinnfällig mit dem Titel „Die Nachbarn“ versehene Buch zeigten sich hinlänglich bekannte, bis in die katholische Kirche hineinreichende Abwehrmechanismen, so die Verharmlosung der Vorfälle als -belanglose Episode, das In-Zweifel-Ziehen der Zahl der Ermordeten und der Zeugenaussagen, die Behauptung, das Handeln der Polen wäre auf Befehl oder Druck der Deutschen erfolgt, deren SS-Einsatzgruppen in der Umgehung des Dorfes Jedwabne wüteten, bis zur Wiederholung antisemitischer

Stereotypen. Danach werden hinter der provozierten Aufregung eine internationale jüdische Verschwörung gegen Polen oder jüdische „Geldinteressen“ vermutet oder gar das Vorurteil der Identifizierung von Kommunismus und Judentum reproduziert.

Die kritische Öffentlichkeit reagiert unterdessen mit Nachdenklichkeit auf das „Jedwabne-Syndrom“ und lässt sich nicht durch antikommunistische Emotionalisierungen beeindrucken. Sie hebt die Belastung des kollektiven Bewusstseins in Polen hervor, die Notwendigkeit einer Trauerarbeit, bei der anstelle der bisherigen Opfer die Täterperspektive tritt.

Es kann nicht darum gehen, über eine Beteiligung Polens am Holocaust zu debattieren. Das Trauma, machtloser Zeuge der an den Juden verübten Verbrechen gewesen zu sein, wie die Hinterlassenschaft eines tief verwurzelten Antisemitismus, der sich in den Zeitumständen der Zwischenkriegszeit und des Weltkrieges in gewalttätigen Pogromen entladen konnte, verlangt aber, sich diesem Teil der polnischen Geschichte zu stellen. Das dabei auch eine Reihe offener Probleme ihre Lösung finden müssen, beispielsweise die ungeklärte Rückerstattung jüdischen Eigentums, erklärte später der ehemalige Studienleiter der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Auschwitz bei einem Rundgang durch das "ehemalige jüdische Viertel Kasimierz in Krakau.

Für die jüngeren Generationen der Deutschen kann die öffentliche Debatte um Jedwabne und die Defizite der polnischen Geschichtserinnerung sicherlich kein Anlass zum selbstgefälligen Verweis auf den intensiven Prozess der Vergangenheitsbewältigung sein, wie er sich zumindest im westdeutschen Teil des wiedervereinigten Deutschlands vollzogen hat. Schon gar nicht sollte die polnische Diskussion Ausgangspunkt revisionistischer Interpretationen sein, die auf Retuschierungen des Erinnerns abzielen. Deutlich zu machen sind die differierenden Belastungen, Wahrheiten und Aneignungen der Geschichte, die unterschiedlichen Entwicklungen und Zustände der Trauer-, Schuld- und Erinnerungsarbeit, die abweichenden von Geschichtsbildern und Gedenkformen - nicht um Vorurteile zu bestätigen oder Leistungen herauszustellen, sondern um die Möglichkeiten und Ebenen des Verstehens zu verbreitern.

Ob das von der Öffentlichkeit immer gewünscht wird, muss in Anbetracht der Komplexität der Probleme des historischen Erinnerns wohl bezweifelt werden. Nicht von ungefähr bemerken jüngere polnische Historiker, dass sich mit dem Verblässen der Kriegs- und Besatzungszeit als erlebte Geschichte eine wachsende Gleichgültigkeit, wenn nicht gar Überdross gegenüber dieser Epoche einstellt. Die Folge wäre zwar nicht eine Gefährdung der deutsch-polnischen Verständigung, die heute durch andere, aktuellere Faktoren vorangetrieben wird. Der Verlust des Verständnisses für die jeweilige, verschieden ausgerichtete und inhaltlich

begründete Befangenheit vor der eigenen Geschichte kann aber, ein unproduktives Fremdsein befördern, das einer über die Verständigung hinausreichenden freundschaftlichen Beziehung im Wege steht.

Nach der endgültigen Anerkennung der Oder-Neiße-Linie befinden sich die deutsch-polnischen Beziehungen in einem anhaltenden "Prozess der Normalisierung. Die Hoffnung, baldmöglichst Europa zu sein, bewegt die Öffentlichkeit Polens nicht weniger als die Erwartung, die mittelfristige Integration des Landes in die Europäische Union mit deutscher Unterstützung zu erreichen.

Die brachialen Antworten der Straße auf das luftgefederte Fahrwerk des Reisebusses weisen auf der Fahrt geradezu symbolisch auf die gegenwärtigen Bedürfnisse Polens hin: Investitionen, Kapital, Rekonstruktion und Ausbau der Infrastruktur, Unternehmensansiedlungen, Erweiterung der Handelsbeziehungen, feste Einbindung in den europäischen Binnenmarkt. Die an den Rändern der größeren Städte von deutschen Konzernen unterrichteten anschaulich über den Um- und Aufbruch des Landes, der zugleich vertraut und fremd anmutet.

Nach dem Wirtschaftswachstum und den sprunghaft gestiegenen Importen in den vergangenen Jahren droht Polen nun eine Finanzkrise. Die Finanzminister und Notenbankchefs der Union fordern deshalb vom Beitrittskandidaten die solide Finanzierung des Leistungsbilanzdefizits durch langfristiges Kapital. In Anbetracht des versiegenden Kapitalzuflusses aus der so gut wie abgeschlossenen Privatisierung der Staatsbetriebe müssen dabei alle Hoffnungen auf ausländische Direktinvestitionen gesetzt werden.

Erhebliche finanzielle Mittel sind überdies für die von der Europäischen Union eingeforderten massiven Investitionsprogramme, bereitzustellen; die Polen beim Umwelt- und Verbraucherschutz an die EU-Standards heranführen sollen, Wie nahe die polnische Republik an Westeuropa gerückt. ist, zeigt auch die Einreihung Krakaus. in die Reihe der „Europäischen Kulturhauptstädte“, Damit wurde nicht nur die Heimkehrer der ältesten Metropolen nach Europa manifestiert, sondern auch an die europäische Sonderstellung des polnisch-litauischen Jagellonenreiches erinnert, das weder das römische Recht noch den Staatsbegriff der Renaissance akzeptiert und sich als eine Adelsrepublik konstituiert hätte, die auf der Gleichheit des Besitzes und des Lebensstils beruhte.

Im Sog dieser Eindrücke droht das Gedenken und Lernen an historischen Orten der nationalsozialistischen Vernichtungs- und Germanisierungspolitik scheinbar zu zerfasern. Die unmittelbare Anschauung der monotonen Quaderreihen der Häuser im Stammlager Auschwitz, die Enge des Areals, das durch die doppelzäunige Umwehrung, die gut erkennbare frühere Elektrifizierung und die todesdrohende Sicherheitszone noch bedrückender wirkt, ruft die Erinnerung an

Zwangsarbeit, Folter Erschießungen und Vernichtung schockartig in das Gedächtnis zurück.

Die Bilder ausgelöschter Leben, die Zeugnisse des fabrikmäßigen Massenmordes, die den Menschen zum Rohstofflager reduzierten, zur Materie im Kreislauf stofflicher Reproduktion, schließlich die endlose Reihung der Unterkünfte in Birkenau, die das Ausmaß der Vernichtungsaktionen deutlich werden lassen. Lediglich als eine makabre Absurdität ist das in Bildwerken überlieferte Anliegen der Täter zu verstehen, das „Leben“ im Konzentrationslager in einer oberflächlichen und vordergründigen Kunst darzustellen oder Bilder im erlaubten offiziellen Stil, die der Verschönerung der höheren SS-Quartiere dienen sollten, bei den Häftlingen zu bestellen. Wenn das Böse eine banale Erscheinung ist, wie Hannah Arendt feststellte, dann zeugen diese Bilder davon. Anrührend die in den erhaltenen Häftlingsbildern der Kunstaussstellung der Gedenkstätte und des Museums Auschwitz-Birkenau dokumentierten Versuche der Opfer, Gesichter, von denen man wusste, dass sie schon am nächsten Morgen für immer verschwunden sein konnten, im Bild festzuhalten. Erstaunlich die Beobachtung, dass die eigentlichen Täter in den heimlich gemalten Bildern kaum in Erscheinung treten, das Bildnis des brutal prügeln Kapos hingegen ständig wiederkehrt.

Vielleicht ist es der abrupte Wechsel der Eindrücke, der unwillkürlich Distanz einfordert, der Gedenken und Lernen aus dem Gleichgewicht bringt und anstelle der inneren Einkehr den fachwissenschaftlichen Monolog sucht. Eine Gedenkstättenführung, die sich nicht auf einen kritischen Diskurs zu den Zielen und Konzepten der Bildungsarbeit in den polnischen Bildungseinrichtungen, auf die Erörterung der Schwierigkeiten bei der Entwicklung didaktischer Modelle, der intern diskutierten. Vermittlungsprobleme sowie der gesuchten Lösungen bei der Bestimmung des Verhältnisses von Quelle und Interpretation am historischen Ort einlässt, sondern die in einer Mischung aus sachlicher Information und plastischer, der emotionalen Sphäre Raum gebenden Beschreibung dem Schema des üblichen Rundgangs folgt, stachelt zusätzlich die Kritik an.

Ungelöste Fragen wie der grundsätzliche Umgang mit dem authentischen Ort, der Einordnung und Beurteilung, von Konservierungsmaßnahmen, der Auseinandersetzung mit den Problemen der Enthistorisierung und des Revisionismus sowie der Einbindung des aktuellen Forschungsstandes werden angemahnt. In der resümierenden Rückschau fällt das unbedachte Wort von der "Überwältigungsstrategie", ohne dass dabei deutlich wird, ob dieser Begriff individuelle Abwehr oder eine grundsätzliche Kritik an den methodischen Prinzipien der Vermittlung beinhaltet.

Nun ist es eine Selbstverständlichkeit, an die nicht besonders zu erinnern ist, dass die historisch-politische Bildungsarbeit wesentliche Impulse durch die Forschung, die theoretische Didaktik und Pädagogik, die empirischen Erfahrungen der Vermittlungsarbeit und ihre sozialwissenschaftliche Auswertung empfängt, die ohne den interdisziplinären Dialog, ohne den offenen Austausch über die Ziele, Aufgaben und Wirkungsmöglichkeiten von Gedenkstätten und Museen kaum Eingang in die Praxis fänden. Gleichzeitig muss sie sich der öffentlichen Diskussion stellen, denn die Geschichtserinnerung ist keineswegs ein ausschließliches Objekt der historischen Wissenschaft, sie entspringt vielmehr der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der Geschichte. Die Historiographie hat jedoch nach den Wirkungen der Forschung zu fragen und der Gesellschaft gegenüber auf die Inhalte und Defizite geschichtlicher Reflexion hinzuweisen.

Denkmalskonzeptionen, welche die authentischen Orte der nationalsozialistischen Gewaltpolitik, wie es in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg geschehen ist, zu Foren der Traditionsbildung und nationalen Selbstvergewisserung oder diese, wie in der früheren DDR, zu Mahnmalen des Antifaschismus erheben, sind in ihrem politischen instrumentellen Charakter zu kennzeichnen. Sie stellen die Verfolgungsrealität in vereinfachenden Interpretationen dar, heben unter den Opfergruppen die politisch Verfolgten hervor und lenken damit von wesentlichen Merkmalen des Nationalsozialismus ab.

Das Gespräch über die Gestaltung der Gedenkstätten muss sich den Fragen nach der Rekonstruktion und der Erhaltung des verbürgten Denkmals stellen, Es sollte der Umgang mit den inzwischen selbst zur Geschichte gewordenen überformenden Interpretationen des Ortes diskutiert werden, in denen sich jeweilige allgemein geltende Geschichtsaneignungen der Gesellschaft manifestieren. Zugleich ist mit dieser Diskussion der Diskurs über die Entscheidung gegenwärtiger und künftiger Prioritäten bei der Vermittlung des historischen Denkmals „Konzentrationslager“ und seiner gesellschaftlichen Interpretation als authentischer Ort eigener Geschichte zu führen.

Das Problem der Relativierung der ursprünglichen Bedeutung der Konzentrationslager ist in besonderer Weise an solchen Orten zu erörtern, an denen die Lager- und Gefängnisfunktion über den Endpunkt des nationalsozialistischen Systems hinausreichte. Da Orte wie Buchenwald und Sachsenhausen in Deutschland oder der Gestapo-Keller in Lublin und das KZ Majdanek nach der Befreiung für kürzere oder längere Zeit durch die sowjetische Staatssicherheit (NKWD) zur Inhaftierung von politischen Oppositionellen und Regimegegnern genutzt wurden, kann und darf dieses, im stalinistischen Totalitarismus gründende Unrecht hier nicht ausgeblendet werden.

Gewiss soll auch nach den bildungspolitischen Aufgaben der Gedenkstätten und ihre Umsetzung in didaktische Konzepte gefragt werden. So wäre eingehend zu besprechen, welchen Raum den verschiedenen Opfergruppen bei der Dokumentation der nationalsozialistischen Verfolgung zu geben ist und inwieweit Gruppenschicksale durch biographische Ansätze dargestellt oder erläutert werden können. Wenn diese hingegen dazu dienen, die Einzelschicksale der Verfolgten- und Opfergruppen nur noch isoliert zu betrachten, sind allerdings Bedenken anzumelden, weil auf diesem Wege der Gesamtzusammenhang der rassistisch-politischen Zielsetzungen der NS-Diktatur verloren zu gehen droht.

Ohnehin besteht heute die Neigung, den Denkmälern der Konzentrationslager als Orte der Erinnerung nur noch für die kleine Zahl der überlebenden Opfer Bedeutung einzuräumen, wie Günter Morsch, der ehemalige Direktor der Gedenkstätte Sachsenhausen, vormals bemerkte. Die Gedenkstätten sollen vielmehr als Ausgangspunkte der Erklärung und Vermittlung dienen sowie Lernprozesse im Sinne eines historischen Verstehens fördern. Dabei soll die Aura des authentischen Ortes zur Ergänzung der kognitiven Urteilsbildung Raum für die emotionelle Seite inhaltlichen Lernens geben.

Der „Beweischarakter“ der Konzentrationslager, ihre Existenz als historische Quelle will man zwar nicht aufgeben, aber neben der Aufklärung über die Geschichte des Nationalsozialismus sollen sie sich universellen Fragestellungen öffnen. Indem die Gedenkstätten nach den Ursachen menschlicher Gleichgültigkeit gegenüber Massenverbrechen, der Gewalt in modernen Gesellschaften, der Menschenrechtsverletzungen und Diskriminierungen von Minderheiten, des Rechtsextremismus und Antisemitismus oder in einem noch breiteren Kontext über das Problem von Gut und Böse Auskunft geben, sollen sie sich zu Orten der geistigen Umorientierung, der moralischen und existentiellen Selbstreflexion sowie der Empfindsamkeit gegen antidemokratische Tendenzen in der modernen pluralistischen Gesellschaft wandeln.

Aus der Sicht der Verfolgten des Nationalsozialismus wird mit der Definition der Gedenkstätten als Lernorte indessen nicht eine neue Perspektive erschlossen, denn die Geschichtserinnerung an die nationalsozialistische Vernichtungspolitik schließt nicht nur die im aktiven Gedenken zu festigende bewusste Wahrnehmung der Verantwortung vor der eigenen Geschichte, sondern auch das normative Handlungsgebot ein, in der Gegenwart Menschenwürde und -rechte in einer freiheitlich-rechtsstaatlichen Demokratie gegen Gefährdungen tätig zu wahren.

Der normative Schluss ruht jedoch auf der Resümierung der Erfahrung von Diskriminierung, Entrechtung, Verfolgung, Deportation und Vernichtung unter dem Nationalsozialismus. Das Erinnern kann in dieser Sicht folglich nicht in einem Prozess münden, der einerseits über die Vermittlung von Fakten bloßes Wissen über

die Voraussetzungen und Struktur des NS-Regimes auf den Weg bringen, andererseits die historischen Orte seiner Verbrechen zu allgemeinen Bildungsstätten machen will, die mit zunehmendem zeitlichen Abstand schon von ihrer Aufgabe her den Nationalsozialismus nicht mehr als singuläres historisches Phänomen vergegenwärtigen, sondern nur noch als Modell totalitärer Entartung von Herrschaft, Diese Form bildungspolitisch motivierter Relativierung mag durch Forschungsansätze Unterstützung finden, die in kritischer Negation des rassenpolitischen Irrationalismus der Nationalsozialisten nach einem kausalen Erklärungsmuster für den Völkermord suchen und dieses in den Vorstellungen und Konzepten zur nationalsozialistischen Germanisierungspolitik im europäischen Osten glauben gefunden zu haben.

Der historische Nachweis von Plänen könnte den tatsächlichen fabrikmäßigen Massenmord keineswegs verständlicher machen. Wer die planvolle Ausführung überhaupt verstehen wollte, der müsste, um mit einem von Dolf Sternberger formulierten Paradox zu antworten, darüber den Verstand verlieren. Und wer nicht den Verstand zu verlieren imstande ist, hat das Phänomen des Völkermords eigentlich noch gar nicht begriffen. Mit dem Erkenntnisvorbehalt soll nicht auf die Unmöglichkeit verwiesen werden, die nationalsozialistischen Verbrechen zu historisieren, Die Untaten bedürfen sogar der geschichtlichen Platzzuweisung, damit sie in Beziehung zu anderen Ereignissen gesetzt werden können. Es darf aber nicht darum gehen, die Orte der Verbrechen zu enthistorisieren, indem sie zu Aufklärungsstätten über allgemeine Fragen gesellschaftlicher Ordnung umfunktioniert werden.

Die Orte würden ihre Unverwechselbarkeit verlieren, wie dies teilweise in Polen zu beobachten ist. Das Nebeneinander der Internierungs- und Vernichtungslager korrespondiert hier an manchen Stellen nicht mit dem Besonderen des Ortes, weil die Ausstellungen auf die allgemeine verbrecherische Natur des Nationalsozialismus sowie die strukturellen Faktoren der Gewalt- und Vernichtungspolitik abzielen. In dieser Situation wäre auch eine Zentralisierung des geschichtlichen Erinnerns in einer einzelnen Einrichtung denkbar. Daneben fehlt es mancherorts aber auch an genaueren Informationen, welche die präsentierten Dokumente vor allem für den weniger vorgebildeten Besucher in einem größeren Zusammenhang mit der Historie des Nationalsozialismus erschließen.

Es ist selbstredend keine Frage, dass der Umgang mit Geschichte bei den gegenwärtigen, mehrere Jahrzehnte nach Kriegsende geborenen Generationen eigenen Bedürfnissen folgt, so dass Konsequenzen auf die Sichtweisen des Nationalsozialismus unausweichlich sind. Dennoch ist einem Verlust des zentralen historischen Bezuges an den Vernichtungsorten vorzubeugen. Das Auslöschen der Geschichtserinnerung an die menschenverachtenden Verbrechen führt andernfalls zur Aufgabe historischer Verantwortung; auch wenn die sich universellen

Fragestellungen öffnenden Gedenkstättenpädagogik, die ansonsten zu begründende Absicht verfolgt, demokratieorientierte politische Bildungsziele ins Auge zu fassen. Aus deutscher Sicht müssen die Gedenkstätten primär auf das Wachsen der eigenen Geschichte ausgerichtet sein, aus polnischer Sicht mögen sie bei allen historischen Belastungen eher den bildungspolitischen Herausforderungen der gesellschaftlichen Transformationszeit verpflichtet werden.

Dieses Problem ist nicht durch finanzielle Zuwendungen zu lösen, die aus Deutschland zur Erhaltung der Konzentrationslager als historische Denkmale nach Polen fließen. Nur in einem eindringlichen Dialog lassen sich die unterschiedlichen Positionen abwägen und Wege gemeinsamer Zielsetzungen finden, welche die differierenden Geschichtserinnerungen und -aneignungen vielleicht stärker zu verbinden wissen. Angesichts der internationalen Bedeutung der Gedenkstätten als historische Orte nationalsozialistischer Verbrechen sollte es jedoch möglich sein, den bereits seit längerer Zeit bestehenden Austausch in aller Offenheit und historischer Sensibilisierung zu intensivieren und insbesondere auch die in Deutschland erhaltenen Orte der NS-Diktatur, ihre Bewahrung und Darstellung, stärker an die polnische Öffentlichkeit heranzutragen. Der erinnerungspolitische Diskurs wird sich darin, das sei hier nur am Rande vermerkt, nicht erschöpfen, indem er sich in nicht allzu ferner Zeit ohne jedes relativierende Interesse der zumindest in Teilen gemeinsamen geschichtlichen Erfahrung des Stalinismus und seiner Bewältigung stellt.

Fast am Ende der Reise hebt die trostlose Ödnis von Belzec die ganzen Schwierigkeiten hervor, den Völkermord der Nationalsozialisten an den einzelnen historischen Orten der Vernichtung erfahrbar zu machen. In den wenigen Monaten vom Frühjahr bis zum Winter 1942 wurde hier ein großer Teil der Juden, die im südöstlichen, bis in die heutige Ukraine reichenden Generalgouvernement ansässig waren, ermordet: 600.000 Menschen aus den Distrikten Krakau, Lublin und Galizien, „Juden“, wie ein aufgestellter Gedenkstein in seiner fragwürdig unterscheidenden Wahrnehmung zu berichten weiß, denen 1600 „Polen“ als politische Opfer der nationalsozialistischen Besatzung in den Tod folgten. Nichts kündigt von diesen Schrecken, die Spuren wurden schon von den Tätern sorgfältig verwischt. Inzwischen hat die Natur den Ort zurückgewonnen, so als folgte sie dem Ziel jener ostdeutschen Architekten, die es bei der Konzeption der Gedenkstätte Sachsenhausen in den fünfziger Jahren als ihre Pflicht ansahen, die von der SS zerstörte, Landschaft wiederherzustellen. Den Unterschied macht hier nur der Umstand, dass Teile der Kiefernpflanzungen auf Anordnung der Täter angelegt worden waren, um ihre Untaten zu tarnen.

Als in der ersten Oktoberhälfte 1945 der Untersuchungsrichter des Landgerichts Zamosc das Gelände in Augenschein nahm - inzwischen waren seit seiner Auflösung über zwei Jahre vergangen - fand er Gegenstände wie zerschlagene

Blechtöpfe, Feldflaschen, Blechdosen, Reste und Fetzen: von Schuhzeug und Kleidung vor. In einem aufgewühlten Teil des Lagers, in dem die Nachkriegsnot nach zurückgelassenen Reichtümern der Ermordeten gesucht hatte, lagen zerstreute menschliche Knochen, Schädel, Wirbel, Rippen, Schienbeine, Kiefer, Zahnprothesen aus Kautschuk, weibliche, zu Zöpfen geflochtene Haare, Stücke von verwesstem menschlichem Fleisch wie Hände und Glieder kleiner Kinder, Reste verbrannter menschlicher Knochen und große Mengen der von den verbrannten Leichen stammenden Asche - aus tief aufgegrabenen Löchern drang der Geruch verwesender menschlicher Körper. Ziegel- und Betonstücke, Reste von Stacheldraht lagen hier und dort herum, Reste von Betonfundamenten deuteten auf Lagerbauten hin, Als Beweisstücke sammelte der Richter zwei: Armbinden mit Davidstern, vier Teile von Büchern in jüdischer Sprache, einen verbrannten Davidstern aus Metall, vier Stücke von zerbrochenen Zahnprothesen, einen menschlichen Kiefer mit Goldkrone und eine Kartontafel mit Aufschrift in jüdischer Sprache ein.

Heute bietet das ursprünglich als Park angelegte, zu einem Ort der Ehrerbietung gestaltete Mahnmal Belzec ein Bild des Zerfalls: im Mittelpunkt ein expressiv ausgefranztes Menschenpaar - im Hintergrund aufrechtstehend der eine, von seinen Armen gehalten, der leblos eingeknickte Körper des anderen - vor einem die Lagerbaracken symbolisierenden Quader, aus dem einzelne Steinplatten herausgebrochen sind. Aufgerissenes Gestein auf den Wegen, überwuchernde Pflanzen, umgestürzte und zerbrochene Blumenkübel, die im rückwärtigen Wald platzierten Betonblöcke, ein Sinnbild der hier angeordneten Gaskammern, unter geborstem Putz leidend. Nur die am Eingang aufgestellte Situationsskizze, die vermutlich auf der im Anschluss an die amtliche Besichtigung erfolgten Aufnahme eines Landvermessers basiert, lässt etwas von der früheren räumlichen Struktur des Ortes ahnen.

Was wäre hier zu tun? Vielleicht eine deutsch-polnische Patenschaft anzustreben, die sich um die Wahrung des Ortes bemüht und für bessere Information sorgt? Die Unscheinbarkeit der Gegenwart lässt in der Erinnerung der zahllosen, individuell nicht mehr erfassbaren Ermordeten den Gedanken Jorge Sempruns noch eindringlicher erscheinen, der im Augenblick des Entsetzens der Befreier in Buchenwald sinngemäß feststellt, das Grauen im Lager wäre trotz aller Bemühungen weder jetzt noch zukünftig vorstellbar, da seine Manifestation im Rauch des Krematoriums nicht mit dem Wissen zu erschließen ist.